

## Editorial

In Geschichte(n), so Jacques Rancière, geht es um die Wahrheit der berichteten Ereignisse ebenso wie um die Realität der Subjekte. In dieser doppelten Perspektive verbinden sich einzelne Geschichten und die Geschichte. Beide können in ihrem Anspruch auf Wahrheit nicht ganz ohne Erfindung auskommen und sie müssen erzählen. Dies gilt in besonderer Weise für (auto-)biographisches Schreiben, das Leben in Texte fasst. In einer historischen und feministischen Zeitschrift wie *L'Homme Z.F.G.* nach den Implikationen von zu Texten geformten Erzählungen über Leben – das eigene oder das fremde – zu fragen, bedeutet eine Suchbewegung in mehrere Richtungen: Die Reflexion auf das Biographische evoziert zunächst die innige Beziehung zwischen Historiographie und Biographie in einer – inzwischen brüchig gewordenen – Tradition der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, die Geschichte als von „großen“ Persönlichkeiten „gemacht“ versteht und so Geschichte tendenziell mit den Biographien der „großen Figuren“ in eins fallen ließ. Dass daraus Geschichtsbilder entstanden sind, in denen eine Mehrzahl der Menschen bestenfalls im Hintergrund auftreten konnte, wurde nicht nur von der frühen Frauengeschichte kritisiert, sondern vor, mit und nach ihr auch von vielen anderen historiographischen Strömungen. Heute treibt uns allerdings weniger die längst bekannte Tatsache um, dass diese Geschichtsbilder weitgehend ohne Frauen auskommen, von Interesse scheinen aus geschlechtergeschichtlicher Sicht viel mehr die dahinter liegenden Prozesse, die die Konstruktion von Geschichte als Wissenschaft im 19. Jahrhundert begleitet haben: Prozesse der Ausdifferenzierung von sozialen Milieus des Akademischen entlang von Geschlechtergrenzen und Prozesse der Ausgrenzung des Weiblichen, Prozesse der Stabilisierung brüchiger Identitäten durch die Konstruktion einer homosozialen akademischen Männerwelt, die von der Infizierung durch Weiblichkeit ebenso bedroht erscheint wie durch das Vorhandensein homoerotischen Begehrens. Die enge Verschränkung von Lebenswelt, alltäglichem/autobiographischem Schreiben und historiographischem Werk erweist sich für die Gründerväter der modernen Geschichtswissenschaften als konstitutiv, wie der Beitrag von Helmut Puff zeigt, der damit auch deutlich macht, dass der biographische Zugriff gerade auch in einem geschlechtergeschichtlichen Bemühen nach dem „linguistic turn“ fruchtbar sein kann.

Der Blick auf die Prozesse, die in der Vertextlichung von Lebensgeschichten, in der sprachlichen Konstruktion von biographischen Narrationen, stattfinden, ist der zentrale Fokus des vorliegenden Heftes. In den textlich vermittelten Darstellungen und Deutungen des eigenen oder auch des fremden Lebens verschränken sich die persönlichen Er-

fahrungen mit den je spezifischen historischen Bedingungen. Biographische oder autobiographische Texte zeugen vom Bemühen von Männern und Frauen, sich mit ihrer Welt in einen wie auch immer gearteten sinnhaften Zusammenhang zu setzen. In den Texten und durch Texte werden Personen und Lebensgeschichten zugleich hergestellt – die Personen als Subjekte eines bestimmten Lebens, ein Leben als Daseinsform einer bestimmten Person. Dabei gelangen allerdings nicht nur spezifische, für die jeweils besondere historische Situation und für die besondere soziale Lage der Einzelnen typische Erfahrungs- und Erlebnisformationen zur Darstellung. Im Schreiben selbst, im Texten von Leben und Lebensgeschichten sind immer schon die kulturellen Traditionen und die gesellschaftlichen Relevanzordnungen präsent, an denen sich das Schreiben (notwendigerweise) orientiert, und zugleich werden sie dort diskutiert und (re-)formuliert.

Diese spezifische Gemengelage von Persönlichem und Allgemeinem, von Individuellem und kulturell Vorgeformtem hat die Biographie und die Autobiographie nach ihren hohen Zeiten im 19. Jahrhundert immer wieder zu umstrittenen Genres gemacht, die ihrerseits eine Geschichte haben. Aktuell sind sie von einem besonderen Spannungsverhältnis zwischen dem postmodernen Abschied von Individuum und Subjekt *und* der ‚Wiederentdeckung‘ des Individuellen und Singulären im wissenschaftlichen und literarischen Diskurs gezeichnet.

Jenseits dieser Spannung scheinen zumal autobiographische Texte aber mit der besonderen, wenn auch nicht unumstrittenen Verheißung verbunden, dass in ihnen Persönliches und Singuläres als eine Manifestation von zeitspezifischen Strukturen und Bedingungen sichtbar wird, und zugleich, dass sie epochentypische Strukturen in ihrer Bedeutung und Wirkung im Individuellen zugänglich machen. Sie versprechen Antworten auf die Frage nach der Aneignung von historischen Strukturen und Diskursen, etwa auf die Frage, wie Weiblichkeit und Männlichkeit, deren diskursive Konstruktionsprozesse in den letzten Jahren ausführlich untersucht worden sind, durch die Menschen einer Zeit, einer Epoche, angeeignet werden und wie sie – wie immer kohärent oder brüchig – in der Deutung der eigenen Biographie zum Tragen kommen.

Es ist kein Zufall, wohl aber ein möglicher Ertrag dieses Heftes, dass in vielen der Beiträge die Brüchigkeiten von Geschlechtsidentitäten weit deutlicher in Erscheinung treten als unproblematische Identitäten von Männern und Frauen (Arni, Spörri, Gleixner, Puff). Auffällig ist jedenfalls der offensichtliche Gegensatz zwischen den machtvollen Geschlechterdiskursen, die den Individuen kohärente Selbstdeutungen nahe zu legen scheinen, und den vielfach gebrochenen und problematischen Selbstwahrnehmungen, wie sie in den autobiographischen Texten zum Vorschein kommen. Brüchigkeit kennzeichnet die Erzählung eines Schuhmachers vor dem Scheidungsgericht, die Caroline Arni ins Zentrum ihrer Analyse gestellt hat. Im Schreiben über seine missglückte Ehe – die Liebe, die Arbeit und die Ökonomie – versucht er sich seiner gefährdeten Identität zu vergewissern, die im Leben auseinander zu brechen droht, und artikuliert dabei zugleich eine Erfahrung, in der die Differenz von Subjekt und Welt aufgehoben wird. In anderer Weise zeigt sich die Mehrdeutigkeit, aber auch Unerlässlichkeit des Schreibens im Anspruch von N. O. Body auf eine wahre Lebensgeschichte als Hermaphrodit im Beitrag von Myriam Spörri. Hier wird das Schreiben existentiell für die Herstellung der eigenen Identität und kann sie doch nicht frei von Ambivalenzen sichern. Die spezifische Dynamik

pietistischer Schreibanforderungen thematisiert Ulrike Gleixner, indem sie am Beispiel von Philipp Matthäus Hahn die Konflikte herausarbeitet, die in den verschiedenen Rollenerwartungen vor allem auch an deren „geistige Führer“ angelegt waren. Das Leben zu vertexten gerät dem Pietisten Hahn in eine doppelte Dynamik von Festschreiben und Aufbrechen, in der die Brüchigkeit des hegemonialen Männlichkeitskonzeptes manifest wird. Biographisches und autobiographisches Schreiben dient allerdings keineswegs immer einer besonderen, seismographischen Aufzeichnung von Spannungen und Verwerfungen entlang verschiedener Bruchlinien. Vielmehr können gerade auch biographische Narrationen, wenn sie als Texte an ein breites Publikum vermittelt werden, ihrerseits zu Teilen von normativen und normierenden Geschlechterdiskursen werden und bewusst und gezielt in deren Dienst gestellt werden. So wird im Beitrag von Marilyn Booth anhand syrischer Frauenzeitschriften in der ägyptischen Diaspora in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts deutlich, welche Rolle „Geschlecht“, vermittelt über exemplarische Frauenleben, in der Konstruktion einer sowohl ethnisch wie religiös multikulturellen Identitätsstiftung zukam.

Trotz möglicher Parallelitäten im gesellschaftlichen Umgang mit biographischen Texten zwischen sehr unterschiedlichen Kulturen ist es unabdingbar, das Text gewordene Bemühen der historischen Subjekte in den je spezifischen historischen Epochen und kulturellen Kontexten zu situieren und den eigenen historiographischen Umgang mit diesen Texten sorgfältig auf ahistorische Apriori zu befragen, wie Gabriele Jancke in ihren grundsätzlichen Überlegungen zur Autobiographie als kommunikativer Handlung plausibel macht. Die kulturelle Gebundenheit des Genres zeigt sich auch in den „collaborative auto/biographies“ als kolonialen beziehungsweise postkolonialen Texten, die, wie Stephan Meyer in seinem Forschungsüberblick zeigt, wichtige, zukunftsweisende Forschungsperspektiven öffnet, die nicht zuletzt das „Projekt der Moderne“ verändern werden. In ihrem theoretisch-literarischen Essay macht die Schriftstellerin Friederike Kretzen darauf aufmerksam, welches Potential der Sprache im Archivieren und Formulieren von Erfahrungen und damit als Zugang zu Geschichte zukommt; sie öffnet damit ein Feld, das für die Geschichtswissenschaft noch vielfältig brach liegt.

Jenseits des Heftschwerpunktes „Leben texten“ fordert Joan Scott in einem grundsätzlichen Artikel zum Nachdenken über die Zukunft der Frauen- und Geschlechtergeschichte heraus. Denn gerade in der Historischen Forschung liegt für sie ein besonderes Potential zur feministischen Kritik, mit der immer auch ein Begehren verbunden ist, das dieser Forschung ihre permanente Dynamik verleiht. Über die Entwicklung der Geschlechterforschung und deren unterschiedliche Dynamiken im Zentrum und den Provinzen Russlands berichten Andrea Zernskov-Züge, Olga Nikonova und Julija Khmelevskaja in der Rubrik „Forum“.

Unter dem Stichwort „Aus den Archiven“ eröffnet *L'Homme Z.F.G.* eine Rubrik, in der neue Materialien für die historische Frauen- und Geschlechterforschung erschlossen werden sollen. Den Anfang macht die „Sammlung Frauennachlässe“, in der „privates“ Schriftgut von Frauen, deren Familien und Bekannten vor allem aus dem Großraum Wien vom späten 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts archiviert und für die wissenschaftliche Benutzung zugänglich gemacht wird.

Zum Schluss bleibt eine höchst erfreuliche Mitteilung in eigener Sache: Es ist der Zeitschrift gelungen, den Herausgeberinnenkreis um fünf Frauen zu erweitern und damit gleichzeitig eine Öffnung nach Osteuropa zu verbinden. Das nächste Themenheft wird in diesem Zusammenhang unter dem Titel „Geschlechterkonstruktionen nach 1989“ erscheinen. Diese Erweiterung hin zu einem größeren Europa dokumentieren wir auch durch eine Änderung im Untertitel: Ab Heft 1/2004 wird *L'Homme* „Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft“ heißen. Als neue Herausgeberinnen begrüßen wir Caroline Arni (Bern, Schweiz), Gunda Barth-Scalmani (Innsbruck, Österreich), Krassimira Daskalova (Sofia, Bulgarien), Hana Havelková (Prag, Tschechien) und Margareth Lanzinger (Wien, Österreich). Wir freuen uns auf eine spannende und anregende Zusammenarbeit!

*Susanna Burghartz, Brigitte Schnegg*